Elegantes Entree in die Altstadt und repräsentatives „Wohnzimmer“: Place Darcy in Dijon. [Harald A. Jahn]

Wien trägt Jogginghose statt Nadelstreif

Anders als in französischen Städten gilt in Wien der Aufenthalt im Freien als verdächtig – dieses Unwohlsein der Verwaltung ist bei jeder **Neuplanung** spürbar. So wird die Stadt hässlich.

Von Harald A. Jahn

Stadt war immer Kommunikation: Früher fand das Leben in den Straßen statt, öffentliche Räume waren Ergänzung der privaten Wohnhäuser. Die Notwendigkeit, sich mit der Umgebung zu arrangieren, förderte viele Jahrhunderte lang die soziale Kompetenz. Die Stadt wurde als Einheit genutzt: Besinnung und Privatheit in den Häusern, Kommunikation, Handel, Interaktion im öffentlichen Raum. Das Wort „Urbanität“ steht für diese Lebensweise, für das feinfühlige und flexible Verhalten in der Stadt, das durch das gedrängte Miteinander nötig wurde.

Gleichzeitig entwickelte sich die urbane Gesellschaft durch den Zugang zu Information. Man bewegt sich durch komplexe Räume – intuitiv lesbar, schaffen sie das passende Umfeld für die Funktion und schaffen Identität: Man „kennt sich aus“. Die Städte unterscheiden sich in spezifischen Details, an denen man sie auf den ersten Blick erkennt: Neben der Bauweise der Wohnhäuser sind es spezifische Ikonen – die roten Telefonzellen in London, die Metrostationen in Paris –, dazu kommen Details, die die Bewohner mit ihrer Stadt verbinden. In Wien können das die flachen Stufen der Stadtbahnstationen sein, die Würfeluhren, das Straßenpflaster, die Würstelstände: All das prägt den Charakter der Stadt in einer Welt, die immer gleichförmiger wird.

Der große Umbruch kam mit dem Auto: Es hat die Menschen aus dem Straßenraum vertrieben, das Fernsehen wurde zum Ersatz für echtes Stadtleben. Städte verändern sich mit der Gesellschaft; der Umbau zur „autogerechten Stadt“ war die größte Veränderung, neue Strukturen zum „Fortkommen“ eliminierten die Orte des „Dableibens“ in den Städten, die früher für das Erleben und das Tempo der Fußgänger konzipiert waren. Sogar Prachtboulevards wie die Wiener Ringstraße wurden zu linear gestalteten Transitschneisen, ergänzt um Werbetafeln, Schaltkästen, Verkehrsampeln, angepasst an die höheren Geschwindigkeiten. Gleichsam aus „Notwehr“ entstanden Fußgängerzonen, die in allen Städten ähnlichen Gestaltungsprinzipien folgten; damit wurden die Zentren verwechselbar, verloren die Städte ihre Identität. Ein österreichischer Architekt kämpfte gegen diese Ortlosigkeit an: In den USA war dieser Prozess schon weiter fortgeschritten, in den gesichtslosen Vorstädten wollte der nach Amerika vertriebene Architekt Victor Gruen in den 1950er-Jahren Shoppingmalls mit Plätzen nach dem Muster europäischer Metropolen aufwerten.

In diesen dauerte es aber noch länger, bis öffentliche Räume als Aufenthaltsraum wiederentdeckt wurden. In Frankreich sind die Bürger seit der Revolution 1789 gewöhnt, gesellschaftliche Fragen auf der Straße zu verhandeln; hier begann auch die Requalifikation der Stadträume früher. Gesamtheitlich gedachte Stadtumbauten wurden als Chance zur Reurbanisierung vernachlässigter Innenstädte gesehen, dazu renommierte Architekten und Landschaftsplaner beauftragt. Nun wurden Fahrbahnen eliminiert, Promenaden angelegt, frühere Verkehrsflächen zu wunderschönen Aufenthaltsorten. Inzwischen ist es Standard geworden, Stadträume in höchster Qualität neu zu gestalten. „Es ist einfach der Respekt vor den Bürgern“, sagt Pierrick Aubert, Studioleiter für Transport und öffentliche Räume bei Richez Associés, dem bekanntesten Architekturbüro Frankreichs in diesem Fachbereich. „Mit jedem neuen Projekt bringen wir Schönheit und Wertschätzung in die Stadt – das spüren die Menschen. Auch in sozial schwierigen Gegenden beobachteten wir nach den Neugestaltungen, dass weniger Wände beschmiert werden. Die Bewohner fühlen sich wahrgenommen und reagieren darauf.“ In Orléans hat das Büro zentrale Plätze umgebaut, diskret und stimmig. Die Erneuerung war umfassend: Kein Stein blieb auf dem anderen, die Straßenoberfläche wurde zur dritten Fassade zwischen den angrenzenden Häusern, jedes Detail sorgsam entworfen. Berücksichtigt wird die „DNA der Stadt“, Material und Formen nehmen Bezug auf die lokale Geschichte; inzwischen sind Neugestaltungen ohne Mitarbeit von Architekturbüros fast undenkbar.

„Mädchenbühne“, Reumannplatz: Stahltraversen statt urbaner Gestaltung. [Harald A. Jahn]

Sprung nach Wien. Hier löst der Wunsch nach einer „klimafitten Stadt“ Umbauten aus, Schönheit steht aber nicht auf der Agenda. Das war nicht immer so: Noch in den 1980er-Jahren wurden bekannte Architekten mit dem Design beauftragt. Hans Hollein gestaltete den Kohlmarkt, Boris Podrecca die Meidlinger Fußgängerzone und ein stimmiges Programm von Stadtleuchten. Von Luigi Blaus Stadtmöbel-Serie blieb nur das Tramway-Wartehäuschen als neue Wiener Ikone. Verständnis für die so wichtige Kontinuität gibt es heute nicht mehr: Die historischen Kandelaber sind verschwunden, die Würfeluhr konnte nur knapp gerettet werden, sogar das für Wien typische Haltestellensymbol der Straßenbahn wird durch aussagelose Pfosten ersetzt. Auch die neu gestalteten Parks und Plätze sehen ähnlich nichtssagend aus, überall beherrschen unmaßstäbliche Strukturen das Bild, die Bodenbeläge sind glatt und abweisend. Verantwortlich dafür sind überzogene Normen, auf die sich die Verwaltung beruft: Die Stadt wird praktisch, aber hässlich, ein schlichtes Nicht-Design wird bei allen Projekten durchgezogen. Formlose Betonblöcke umgeben banal bepflanzte Staudenbeete, charmante Orte entstehen nicht. Während sich andere Städte in feinsten Nadelstreif kleiden, trägt Wien Jogginghose – formlos, schmucklos, lieblos. Der tatsächliche Grund sitzt tief: Anders als französische Städte ist Wien immer noch von Metternich'scher Lust an Kontrolle geprägt, der Aufenthalt im Freien gilt als verdächtig, die Stadt hat Angst vor „herumlungernden“ Personen. Dieses Unwohlsein der Verwaltung ist bei jeder Neuplanung spürbar, ein Schilderwald erklärt dem unmündigen Bürger, wie er sich zu verhalten hat.

Inzwischen arbeitet das Büro Richez an der Neugestaltung der Ringstraße – aber nicht in Wien, sondern in Orléans. Auch dort ersetzte eine Prachtstraße die Stadtbefestigung, und auch dort wurde sie durch den Autoverkehr verwüstet: Mit ihren Parkplätzen und Unterführungen ist sie dem Wiener Gürtel ähnlich. Nun erhält sie ihre Schönheit zurück, mit Aufenthaltsräumen in höchster Qualität, gesamtheitlich entworfen und abgestimmt auf die historische Bedeutung der Umgebung. Die Strukturen zum „Fortkommen“ verschwinden, die Straße lädt künftig wieder ein, die Stadt in all ihrer Sinnlichkeit und Eleganz zu erleben.

AM SPIELTISCH

Rittern um einen Platz beim letzten Abendmahl

Von Erwin Uhrmann

Es ist, zugegeben, aufregender als an anderen Spieleabenden. In der Mitte der großen Tafel sitzt Jesus: auf dem Spielbrett. Die Plätze rings um ihn herum sind noch leer. In den nächsten gut eineinhalb Stunden werde ich versuchen, in seiner Nähe Plätze zu ergattern für meine Jünger. Und wenn nicht neben ihm, dann zumindest neben Petrus, Johannes, Markus oder einem anderen aus seinem engsten Kreis. Meine Mitspieler:innen und ich werden auf den Markt oder in den Tempel gehen, unsere Jünger in die Wüste, in die Berge oder an den See schicken – und uns auf das letzte Abendmahl vorbereiten.

Ein wenig fühlt es sich an, als kratze man an einem Tabu, wenn man ein derart aufgeladenes religiöses Thema durchspielt. Nachdem ich gerade im Tempel war, gibt mir ein Symbol auf der Karte, die ich ausspiele, vor, den Marker mit der Dornenkrone ein Feld nach oben zu rücken. Ist dieser am Ende der Leiste angelangt, ist Jesus dem Tode geweiht, und das Spiel endet. Klar, jeder weiß, wie die Geschichte ausgeht, seltsam ist es trotzdem – hinsichtlich der Dramatik ist das jedoch folgerichtig im Spiel umgesetzt, denn während sich immer mehr Leute um den Abendmahltisch scharen, der Messias also immer beliebter wird, kippt auf der anderen Seite langsam die Stimmung gegen ihn.

Das Spiel „Ierusalem Anno Domini“ ist weder ein Sakrileg, noch ist es missionarisch motiviert. Im Gegenteil, es greift das aus der Kunstgeschichte beliebte Abendmahl-Thema auf und hält die Balance zwischen originell und tabubehaftet. Entwickelt hat es die Spanierin Carmen G. Jimenéz, eine Theologiestudentin aus Granada, die damit ihr Debüt vorlegt.

Im Jerusalem des Jahres 33

Es ist ein wirklich ausgefeiltes Debüt, das nicht nur thematisch in die Tiefe geht, sondern auch spielerisch reibungslos funktioniert, dem klassischen „Arbeiter:innen-Einsatz-Mechanismus“ neues Leben einhaucht. Man setzt seine Jünger strategisch in die Regionen auf dem Spielbrett, bekommt dafür Brot, Fische und Steine, die man wiederum hergibt, um die Jünger weiter zum Abendmahl zu schicken. Angetrieben wird das Spiel von Karten, mit denen man die jeweiligen Aktionen auslösen kann, etwa Apostel besuchen oder auf den Markt gehen, um dort neue und bessere Karten dazuzukaufen. Die lllustrationen spielen mit der klassischen Bibel-Ästhetik, wie manche sie noch aus dem Religionsunterricht kennen. Verbunden mit den detailliert gestalteten Spielfiguren lässt uns das sehr gut ins Jerusalem des Jahres 33 eintauchen.

Nach einer Stunde wird es nervenaufreibend. Alle Sitze in den vorderen Reihen sind schon belegt. Ein Mitspieler hat sich gerade bei einem Apostel beliebt gemacht und darf nun einen meiner Jünger gegen einen von den seinen am Tisch austauschen – ich lande mit ihm auf den hinteren Rängen. Judas wird als Nächster Platz nehmen, wer neben ihm sitzt, kassiert saftige Punkteabzüge. Als dann ausgewertet wird, hat meine Frau die Nase vorn. Zwar sind einige ihrer Jünger weiter hinten platziert, dafür aber auf Plätzen, auf denen man Gleichnissen lauschen kann – und das bringt viele Punkte.

Brettspiele boomen wie nie zuvor, doch die Themen sind gar nicht so breit gestreut, häufig am Mittelalter, an Science-Fiction, Weltraumreisen oder Fantasy-Stoffen orientiert. „Ierusalem Anno Domini“ ist da eine willkommene Ausnahme. In der Karwoche kommt es sicher wieder auf den Tisch.

Carmen G. Jiménez
Ierusalem Anno Domini
1–4 Personen, 90 min, € 59,90 (Strohmann Games)